



Zum Film «Klibberkleesche ...»

Vom Reiz der unfreiwilligen Satire

Die stärkste, brutalste Szene im Film zeigt den Besuch des "heiligen" Nikolaus in einem Altenpflegeheim. Die gebrechlichen Pensionäre liegen kraftlos, wehrlos auf Stühlen und Sofas, als der verkleidete Bescherungskasperl eintritt. Wie dieser Mann seine Rolle spielt, das ist von geradezu erschreckendem Format: mit monoton gekünstelter Stimme beginnt er, die alten Menschen zu tadeln ("Et dærf ee kee Gebeess sabbelen op der Kummer!"), spricht mit ihnen, als habe er einen Haufen geistig Umnachteter vor sich, bei denen man sich um intelligente Bemerkungen ohnehin nicht mehr zu kümmern braucht.

Der merkwürdige Bischofsdarsteller verabreicht dann -von oben- seine lächerlichen Süßigkeiten mit einer Erhabenheit, als sei er tatsächlich zu tiefst überzeugt, mit dieser demütigenden Geste den Kranken einen Gefallen zu erweisen. Sobald auch nur ein Hauch von intimer Kommunikation sich ankündigt, wimmelt der Bescherer ab: ein bettlägeriger Mann klagt über seine Schmerzen, der Nikolaus antwortet "Ech si frou, fir Iech all Joer

erëmze gesin", dann, als müsse er die schlimme Ablenkung wirklich noch auf die Spitze treiben, gibt er dem alten Mann zu verstehen "Ech hun nach e wäite Wee viru mir". Und schon entschwindet die personifizierte Illusion der Menschlichkeit, ein schäbiges Gespenst, eine Attrappe, die vielleicht eine Glückssekunde verheißt, dann aber nur den Insassen des Pflegeheims rücksichtslos vordemonstriert, wie verlassen sie wirklich sind.

Es ist anzunehmen, dass die Autoren des Films mit dieser Szene nicht etwa den Beweis liefern wollten, wie leer und hohl, ja schlicht menschenfeindlich gewisse "Bräuche" ausschauen können, wenn sie ausserhalb jeden historischen Zusammenhangs fortbestehen. Ihnen ging es wahrscheinlich darum, vollständigkeithalber im Bild festzuhalten, dass der Nikolaus nicht nur -als verkörpertes Autoritätsprinzip- auf Kinder losgelassen wird, sondern sich in gleicher Weise an alten Menschen vergreifen darf. Wie gesagt: eine tiefgründige Anspielung ist in dieser Sequenz nicht enthalten, aber objektiv kommt hier etwas zum Vorschein, das



Der Waldlaut

A. Paul Weber

den ganzen Film kennzeichnet.

In der Tat fragt man sich mehr und mehr, was es mit der Qualität, dem Sinn und Nutzen der "Bräuche" auf sich hat, die hier farbenprall und technisch geschickt aufbereitet und filmisch durchaus faszinierend vermittelt werden. Eben weil die Autoren des Films ihr Handwerk beherrschen und ihr Material mit Sachkenntnis montiert haben, tritt die angesprochene Diskordanz umso schärfer zutage: da werden reihum sogenannte "Kalenderereignisse" geschildert, die mit dem tatsächlichen, gesellschaftlichen Leben in diesem Land zumeist in offenem Widerspruch stehen. So betrachtet - und gegen den Strich interpretiert - kann man den Film als Dokument über ein Volk verstehen, das eigentlich keine "Bräuche" mehr hat, weil seine Existenzweise diese Art Folklore längst nicht mehr ausweist, aber immer noch so tut, als sei Althergebrachtes und Traditionelles ungebrochen präsent.

Streckenweise gelingen den Filmautoren Einblenden, die genau und plastisch veranschaulichen, wie diese "Bräuche" und "Traditionen" buchstäblich in der Luft hängen, mit dem Leben ringsum rein gar nichts mehr zu tun haben: etwa wenn ein Häuflein Betender sich durch den Wiesengrund schleppt, um gemeinsam eine Prozession zu simulieren. Überhaupt beschreibt der ganze Film eine Simulation. So als stehe hierzulande das kirchliche Leben in voller Blüte, defilieren endlos die Exekutanten und Statisten religiöser "Feste", im Mittelteil des Films bricht eine Flut von Prozessionsteilnehmern über den Zuschauer herein, so als sei Luxemburg ein einziges Reservat von Pilgern und Glaubensdemonstranten. Es wird geklibbert und geläutet und gelichtegebengelt, als richte sich ein ganzes Volk nach wie vor nach den frommen Riten der Kirche, als sei die Luxemburger Öffentlichkeit nichts anderes als der vielfältige Ausdruck einer authentischen Religionsgemeinschaft. Man weiß, dass die Realität dagegen spricht, und die Kirche hier wie anderswo längst den Minderheitenstatus beanspruchen darf. Aber über die fast mechanisch ablaufenden "Bräuche" wird ein massives Trugbild aufrechterhalten.

Ebenso unmittelbar macht der Film klar, wie gründlich diese "Bräuche" von kommerziellen Kategorien unterlaufen und aufgezehrt werden: etwa, wenn zu "Lichtmäss" eine konsumdeformierte Kinderschar über die Geschäfte der Hauptstadt herfällt, konsequente Vertreter der Video-Generation, die ihren Singsang bestenfalls noch als Code benutzen, um blitzschnell an die bereitgestellte 'software' zu gelangen. Oder wenn bei einem sogenannten "Vollekslaf" in der aufpuffgasgeschwängerten Ober-

stadt Hunderte von Fitnessbesessenen in T-shirts mit dem aufgedruckten Markenzeichen einer Bank als unfreiwillige Werbeträger durch die Gassen hoppeln und strampeln. Oder wenn Kleinkinder dem Transvestiten mit der Bischofskappe und dem Wattebart im Staccato ihre Geschenk wünsche aufzählen, frei nach der Devise "Wir haben schon alles, aber wir möchten alles zweimal, dreimal, viermal."

Nun gibt es neuerdings unter rechten Heimat-schützern und Identitätsfanatikern eine Tendenz, die Rehabilitierung und Restaurierung solcherart zweckentfremdeter "Bräuche" zu fordern: in Zeitungen tauchen zum Beispiel empörte Zuschriften auf, die den Nikoläusen schlampiges Benehmen vorwerfen und wieder stramme Disziplin bei der Auf-tragerfüllung verlangen, exakte Kleiderordnung und würdiges Auftreten. Oder man liest einen eben-so entrüsteten Artikel, der die Kinder massregelt, weil sie beim Liichtegebengels das entsprechende Liedchen fehlerhaft und schluderig herunterras-seln: auch hier soll Remedur geschaffen werden, damit die "schöne Tradition" wieder im alten Glanz erstehen kann.

Diese Art der forcierten "Wiederaufbereitung" -ein typisches Produkt der geistigen Wende- deutet genau in die falsche Richtung. Denn es ist ja keine Formfrage, kein Problem des mangelnden Etiketts, dass die "Bräuche" reihum verlottern und verblas-sen. Es ist vielmehr eine Frage des Inhalts, der Substanz, die in keinerlei Wechselwirkung mit dem realen Leben mehr steht. Insofern wäre der Vor-schlag sinnvoller, diese ohnehin sinnentleerten Bräuche aufzugeben und kreativ neue Formen des Festefeierns zu erproben und zu entwickeln, die unserem heutigen Lebensstil entsprechen. Aber dem stehen gewichtige Hindernisse entgegen: zum einen gibt es nichts mehr zu feiern, weil die Zukunft wie nie zuvor verbaut ist, zum andern ist Kreati-vität noch nie die Stärke der konservativen Luxem-burger gewesen. Und wie liesse sich ein "heutiger Lebensstil" definieren?

Interessanterweise wird bei den Vorführungen des Films "Klibber Kleeschen..." viel gelacht. Einige Kritiker haben daraus den Schluss gezogen, das Werk sei ein satirisches Meisteropus, eine Art klammheimlich subversive Veräppelung unserer heiligen "Werte" und "Traditionen", eine vortreff-lich inszenierte Abrechnung mit unserer nationalen Hypokrisie. Ich glaube, man kann den Autoren des Films diese Absicht nicht unterstellen. Zwar haben sie ihren Streifen mit einigen Gags gespickt, mit ein paar humoristischen Akzenten gewürzt, aber eine durchgehend bewusste, satirische Ebene ist nicht auszumachen.

Dass gelacht wird, liegt vielmehr an der objek-tiven Lächerlichkeit der Rituale, die der Film dokumentiert. Was hier vorgeführt wird, ist -isoliert- so artifiziell, so ausserhalb der realen gesellschaftlichen Entwicklung, so "aus einer anderen Welt", dass einem nahezu nichts anderes übrigbleibt, als ungläubig zu lachen. Wäre unsere Heimat wirklich so, wie sie im Film erscheint, müsste man wohl diagnostizieren, dass hierzulande das 20. Jahrhundert immer noch nicht angebrochen ist, oder man käme zumindest zum Schluss, dass unsere Identität ein reiner Mythos ist, der irgend-wo in der versunkenen Agrargesellschaft verankert bleibt. Aber die Heimat ist ja nicht so. Was in diesem Film in geballter Form auftritt, ist zwar auch ein Stück unbewältigte Gegenwart, aber im Kern eine Randerscheinung: für die aktuelle Kultur des Grossherzogtums sind diese "Bräuche" mittler-weile völlig irrelevant geworden. Sie sind pure Nostalgie, oft genug gezielt missbraucht zu reak-tionären Zwecken.



Stellenweise enttarnt der Film auch mit aufschlussreicher Akririe die Hauptdarsteller moderner Kulthandlungen. So wurde in konservativen Kreisen viel gestänkert über die Sequenz mit der Rede des OGBL-Vorsitzenden zum 1. Mai, ja, man bestritt sogar offen (im "Luxemburger Wort"), dass die Arbeiteraufmärsche zu diesem Feiertag überhaupt in das heimische Brauchtum einzuordnen seien. Einmal abgesehen von dieser infamen Insinuation, lohnt es sich, die Rede des Gewerkschaftshäuptlings aufmerksam zu verfolgen. Was dieser Herr in der Maske des rhetorischen Donnerkeils da so einfach aus dem Hemdsärmel schüttelt, wie er mit müden Floskeln und abgegriffenen Schablonensätzen den zürnenden Kämpfer mimt -er spricht beispielsweise von den "Länner aus der drëtter an der véierter Welt" (so als sei der "Quart Monde" ein fremder Kontinent fern unseres Wohlstandsuniversums), ein wahrhaft symptomatischer Lapsus!-, wie er es am Ende auch noch fertigbringt, den Umweltschützern (nicht etwa der Arbed!) die Gefährdung von Industrieanlagen und Arbeitsplätzen anzulasten, das ist ein Dokument für sich, ein Lehrstück, das jetzt schon einen Ehrenplatz in den Archiven der staatlichen "Mémoire collective" verdient.

Hier wird nämlich mit einer sehr einfachen und plausiblen Filmsprache verdeutlicht, wie ein wirklich wichtiger und notwendiger "Brauch" -das kämpferische Fest der arbeitenden Menschen- von einem phrasendreschenden Funktionär zur peinlichen Pflichtübung herabgewürdigt wird. Wenn eine Tradition immer noch legitim und unverzichtbar ist, so ist es zweifellos die 1. Mai-Feier. Es spricht Bände über das kulturelle Bewusstsein der Gewerkschaftsführer, dass sie zu diesem Anlass nicht einmal die elementare Phantasie aufbieten, ihre eigene Bewegung wenigstens so zu feiern, wie sie es allein von ihrer bitteren Geschichte her verdient. Aber hier zeigt sich zugleich ein kollektives Unvermögen, eine Art Unlust, hier und heute die Authentizität des Brauchtums zu wahren: diese Art, Feste zu feiern, ist schon fast zum archaischen Zitat geworden, und dabei spielt es nicht einmal eine Rolle, ob der Anlass zum Fest überhaupt ist oder sich immer noch aufdrängt.

Man kann die Frage stellen, welchen praktischen Aussagewert der Film "Klibber Kleeschen..." letztendlich hat. Über unsere Identität sagt er wenig aus, es sei denn, man verwechselt Identität und Heimweh nach verflossenen Zeiten. Geht man allerdings davon aus, dass Identität das Fundament ist, von dem aus die Zukunft bewältigt werden soll (oder wenigstens die Gegenwart ertragen werden kann), liefert der Film keinerlei Anhaltspunkte, was die Luxemburger denn nun an wirklichen "Eigenarten" vorzuzeigen haben.

Zwischen den Bildern entdeckt man eher ein zunehmend identitätsamputiertes Volk, das ohne Geschichtsbewusstsein anachronistisch gewordene "Bräuche" weiterpflegt, weil sich so zumindest jene Geborgenheit und jene Illusion der Harmonie beschwören lässt, die in der postindustriellen Gesellschaft nicht einmal mehr als Utopie in Betracht kommen. Der Film zeigt den Traum von einer unversehrten Welt, in der etwa das "Lichtegoën" oder der "Fouerbesuch" möglicherweise noch einschneidende Ereignisse in einem völlig anderen, sozialen Kontext waren: heute, wo dieser Kontext nicht mehr besteht, sind sie leeres Zeremoniell, bestenfalls Ornament. Sie berichten in ihrer Unverbindlichkeit mehr über den Verlust an Identität als über einen Zugewinn an Heimatgefühl (etwa nach dem offiziellen Slogan "Eis Zukunft läit an der Vergaangenheet").

Die Autoren des Films haben das Unbehagen, welche Botschaft denn eigentlich über das reine Aufzeigen hinaus von ihrem Werk ausgehen soll, mittels Ironie überwunden: sie lassen gelegentlich unmissverständlich durchblicken, dass sie selber Schwierigkeiten haben, all das ernstzunehmen, was sie im Auftrag aufgezeichnet haben. Als didaktisches Unterrichtsmaterial -wie es wohl dem Erziehungs- und dem Kulturminister, die sich die Produktionskosten teilten, vorschwebte- taugt der Film "Klibber Kleeschen..." zum Glück nicht. Und man muss den Autoren zustimmen, dass spielerischer Umgang mit dem Material und ironische Distanz die einzig vernünftige Annäherung an das gestellte Thema ist.

Dem AFO-Team unter Leitung von Jos Scheuer, Maisy Hausemer und Romain Fautsch bleibt der Verdienst, einen technisch hervorragenden, ästhetisch attraktiven Streifen mit mehreren Glanzpunkten -etwa dem kleinen "Film im Film" über das Burgbrennen, einer perfekten Synthese von Bild und Ton, Schnitt und Rhythmus- und einem meisterhaft vielschichtigen "soundtrack" gedreht zu haben. Man kann nicht von ihnen verlangen, den gordischen Knoten unserer Identität zu entwirren.

Guy Rewenig

Was ich gerade lese

Ludwig Harig,
Schriftsteller

»Ich lese den luxemburgischen Schriftsteller **Guy Rewenig**, der in seinen Geschichten **»Ein unwiderstehliches Land«** (Editions Guy Binsfeld, 224 Seiten, 30 Mark) ein scharfes Bild seiner Heimat gezeichnet hat. Vom portugiesischen General, dessen Körper sich in ein sprießendes Nelkenfeld verwandelt, über den einheimischen Monarchen, der den Wald seines Landes für fünfzig neue Banken roden läßt, bis zum polnischen Papst, dessen Leib zum Maikäfer schrumpft, reichen seine satirischen Portraits, die allesamt luxemburgisches Kolorit besitzen.«

aus: Stern v.26.2.87